

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 8

Artikel: Der steinige Weg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der steinige Weg

VON ★★

ILLUSTRIERT VON
H. TOMAMICHEL

Nicht der Aufstieg eines Industriekönigs, nicht der eines Dichterfürsten, nur der Kampf eines kleinen Bauernjungen, nicht um das tägliche, sondern um das geistige Brot, um das, was wir Bildung nennen. Diese autobiographischen Aufzeichnungen machen keinen Anspruch auf glänzenden Stil, noch auf besondere psychologische Scharfsichtigkeit. Ihr Wert liegt darin, dass sie uns zeigen, wie teuer viele Menschen auch heute noch den Preis der Bildung bezahlen müssen, der uns andern spielend in den Schoss fällt, und mit welcher Sehnsucht sie zu den Bildungsstätten aufschauen, deren Besuch uns andern zum grössten Teil als mühsame Pflicht erscheint.

Mein Vater war ein Kleinbauer, der mit nichts anfing. Als er meine Mutter heiratete, war er Erdarbeiter bei Tunnelbauten. Der Bözbergtunnel und später derjenige unterm Zürichberg hindurch waren seine Arbeitsgebiete. Damals wohnten meine Eltern in Zürich. Bald darauf mussten sie in die Heimatgemeinde meiner Mutter zurück, wo der Grossvater mütterlicherseits ein kleines Schuldenhöflein besass, das er nicht mehr halten konnte. Meine Eltern übernahmen es, das den Ertrag für zwei Ziegen abwarf.

Meinen Eltern wurde eine zahlreiche Kinderschar geschenkt. Ich war das vierte Kind und bekam im Alter von

sechs Jahren noch eine Schwester und im Alter von zehn Jahren noch einen Bruder.

Unser Haus und Heim lag etwas abseits vom Dorf, am Nordabhang eines Hügels. Alles Land ums Haus herum gehörte uns. Auch ein kleines Eichenwäldchen und weiter entfernte Rebberge gehörten dazu. Da hatte ich ein weites Wirkungsfeld für meine kindlichen Spiele. Ich beobachtete die Blumen, Vögel und in den Weinreben besonders die Spinnen, die mit ihren weissen Cocons zwischen den Hinterbeinen herumliefen. Nahm man einer Spinne einen solchen Cocon weg und gab ihr dafür denjenigen einer andern, so wurde er verschmäht.

Nur der eigene wurde wieder gierig gepackt. Die Cocons enthielten Hunderte von kleinen, weissen Eilein oder sogar schon junge Spinnlein.

Da meine ältern Geschwister schon in die Schule gingen, war ich viel allein und auf mich selbst angewiesen. Ich wurde so etwas einsam und verschlossen, was mir heute noch nachgeht.

Mit sieben Jahren musste ich in die Schule. Der erste Schultag war herrlich und auch die folgenden nicht minder. Ich bin immer gern in die Schule gegangen, kam auch immer hübsch vorwärts. Beim Lesenlernen ging mir erst etwa nach einem halben Jahre der Knopf auf, als wir bei den grossen Buchstaben anfingen. Von da an las ich fliessend. Mein Zeugnis bekam ich erst beim Abgang aus der 4. Klasse in die Oberschule. Es freute mich, dass ich alles 1 hatte. Auch in der Oberschule ging es mir gut, so dass ich als ein guter Schüler galt.

Meine erste Liebe

Ich habe schon in frühester Jugend grosse Liebe zu den Büchern gefasst. Mein Grossvater hatte eine grosse Kiste voll. Wenn ich einmal darüber durfte, was selten vorkam, war ich glücklich. Namentlich ein Jahrgang «Alte und neue Welt» aus den 70er Jahren fand mein besonderes Interesse, der vielen Bilder wegen.

Im Dorfe gab es keine Leihbibliothek. So konnte ich meinen Lesehunger nicht stillen, da mir sonst selten ein Buch in die Hand fiel. Als ich 12 Jahre alt war, gab mir ein Mitschüler Hauffs «Lichtenstein» zum Lesen. Dieses Buch machte einen unvergesslichen Eindruck auf mich. Von da an las ich alles, was

mir in die Hände geriet, ohne Auswahl. Sogar die 100 Hefte des Schundromans «Kapitän Dreyfuss» und später 100 Hefte von «Scharfrichters Töchterlein» wurden verschlungen. Wir lasen oft gemeinsam bis tief in die Nacht hinein, so dass die Leute im Dorfe sagten, man könne zu jeder Stunde der Nacht heimgehen, immer brenne unser Licht noch. Wenn in einem Bauerndorfe jemand viel über den Büchern sitzt, so wird das als ein Zeichen von Intelligenz betrachtet.

Bald tauchten auch Leute auf, die meinten, man solle aus einem solchen Ausbund von Knaben etwas «Besseres» machen als nur einen Bauer. Man dachte dabei gewöhnlich an eine kaufmännische Lehre. Etwas anderes war den Leuten in der Regel nicht bekannt.

Mein Vater, der die französische und italienische Sprache in Wort und Schrift beherrschte, suchte neben der Bauernarbeit auch im Handel etwas zu verdienen. Da sich der Handelsverkehr auch ins Ausland erstreckte, wurde im Familienrat beschlossen, ich solle die Bezirkschule (Sekundarschule) besuchen. Ein unvorhergesehenes Missgeschick machte aber diese Pläne beinahe zu Wasser. Da meinem Vater eine gründliche kaufmännische Ausbildung fehlte, erlitt er an einem schlechten Zahler in Frankreich einen Verlust von 3000 Franken auf einen Schlag. Eine ungeheure Summe für unsere Verhältnisse, besonders, da diese 3000 Franken entlehntes Geld waren und zurückbezahlt werden mussten.

So wurden meine Ausbildungspläne aufgegeben, und ich besuchte bis zu meinem 14. Jahre die Primarschule. Aber es war mein heißer Wunsch, nun doch noch

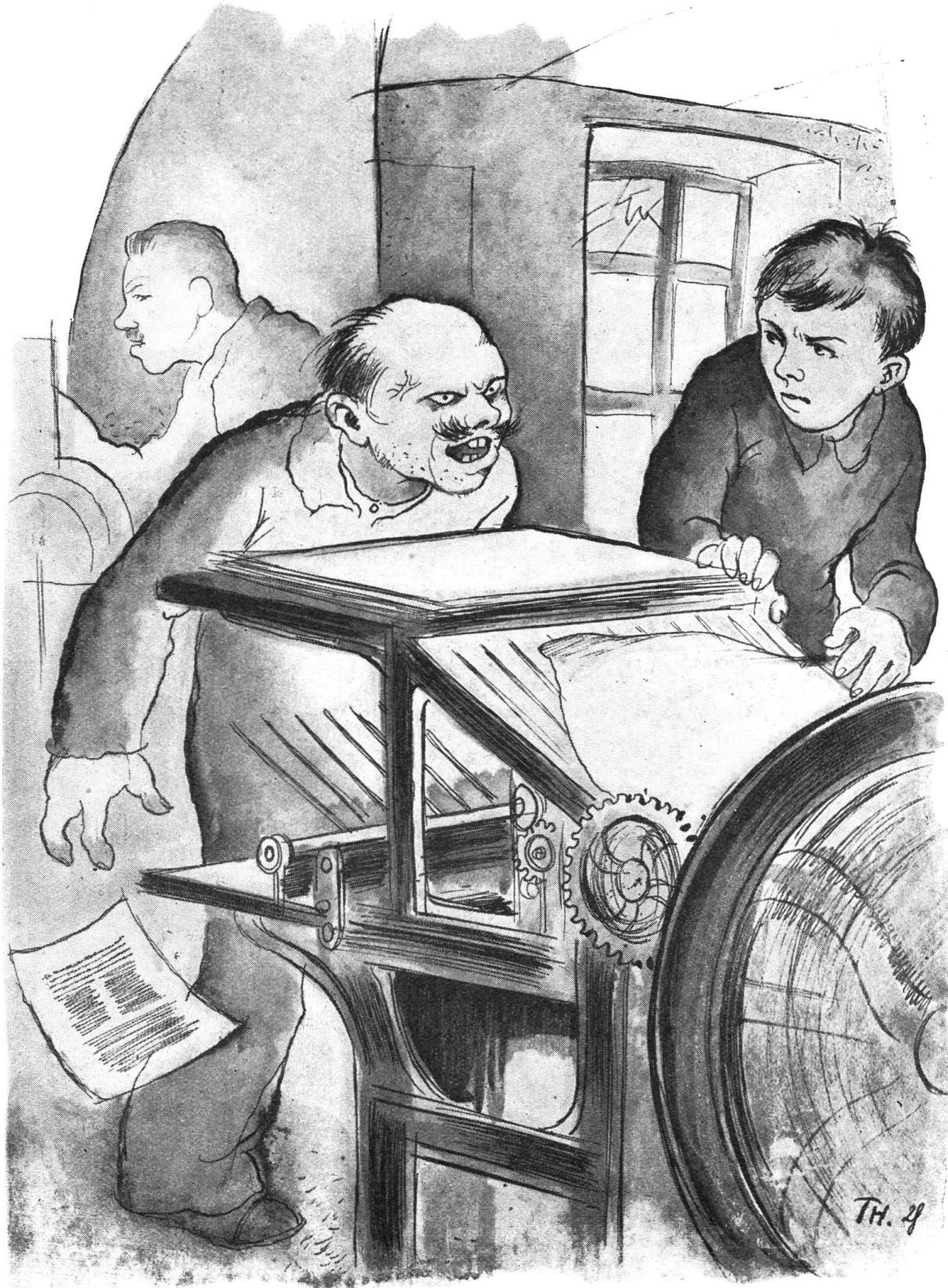


„Unser Haus und Heim lag etwas abseits vom Dorf . . .“

die Bezirksschule besuchen zu können, und als fast alle meine Klassenkollegen diesen Schritt wagten, wurde er mir auch gestattet. Die Aufnahmeprüfung bestand ich gut. Ich war nun in meinem Element. Mit grossem Eifer und viel Freude besuchte ich drei Jahre lang die Bezirksschule. Täglich wanderte ich mit meinen Kollegen zu Fuss an den 1 Stunde entfernten Schulort und am Abend wieder zurück. Das Mittagessen bestand in einem Teller Suppe, den man für 15 Rappen erhielt. Es gab zwar auch Mittagessen zu 50 Rappen, aber diese Ausgabe war uns unerschwinglich. Da lernte ich den Hunger recht kennen, namentlich im Winter. Wenn man um 4 Uhr bei bitterer Kälte aus der Schule kam und beim Bäcker das frische Brot roch, drückte es einem fast das Herz ab, wenn man keinen Fünfer mehr hatte, um ein Stück Brot

zu kaufen wie andere, die sich dieses leisten konnten und tapfer dreinbissen.

Es war doch eine schöne Zeit, die nur zu schnell vorbeiging. Da tauchte die Frage der Berufswahl auf. Ich hätte am liebsten weiterstudiert, da der Appetit nun einmal geweckt war. Namentlich die Naturwissenschaften, besonders Physik und Chemie, waren mir ans Herz gewachsen. Aber woher die Mittel nehmen ? Da an ein Weiterstudieren nicht zu denken war, wurde ein viertes Jahr Bezirksschule als überflüssig betrachtet. Ich selbst wagte nie den Wunsch zu äussern, noch ein Jahr in die Schule zu gehen. Es kam mir selbst als zwecklos vor, ob schon es der heisste Wunsch meines jungen Lebens gewesen wäre. Noch heute träumt mir oft, ich könne wieder in die Bezirksschule, die vierte Klasse durchmachen und weiterstudieren. Das macht mich dann immer so glücklich.



„Ich fing an, den Maschinenmeister zu hassen, so dass ich ihn kalten Blutes hätte erschiessen können.“

Ein Schuldens bäuerlein

Unser landwirtschaftlicher Betrieb war nach und nach grösser geworden. Zuerst hatten wir eine Kuh, dann zwei. Land und Vieh waren auf Kredit gekauft und wurden nach und nach abbezahlt. Mit zwei Kühen konnten wir selber Zugarbeiten verrichten. Ein alter Wagen wurde auch erstanden, und so konnten wir selbst fast alle landwirtschaftlichen Arbeiten besorgen. Aber die Schulden drückten uns immer ärger. Verkaufen konnten wir nicht viel; hie und da ein gemästetes Kalb mit 100 kg Gewicht zu 120 Franken war alles.

Wein gab es keinen, jedes Jahr war ein Fehljaehr. Obstbäume hatten wir nicht viele ausser Kirschbäumen, und diese trugen nur, wenn sonst jedes Aestlein vollhing, so dass man nichts löste dafür. So reichte das eingehende Geld nicht einmal für Zinsen und Termine (Ratenzahlungen für Grundstücke). Meine ältern Geschwister halfen verdienen, und so wollte ich auch bald ein nützliches Glied der Familie werden. Der Vater sagte oft, die Bezirksschule für mich habe ihn über 100 Franken gekostet (für drei Jahre!). Kurz vor Abschluss des 3. Bezirksschuljahres wurde die Schule von einer Buchdruckerei angefragt, ob jemand diesen Beruf erlernen wolle. Das war nun etwas für mich, da man dabei doch etwas mit Büchern zu tun hatte. Meine Eltern waren einverstanden, und ich trat auf 1. Mai 1902 in die Lehre. Ich sollte vier Jahre ohne Lohn lernen, Kost und Logis aber beim Meister haben.

Der Abschied von zu Hause wurde doch etwas schwer, obschon es nicht sehr weit weg war. Ich bekämpfte meine Rührung tapfer. Ich wurde von meinem Lehrherrn

freundlich aufgenommen und erhielt ein nettes Zimmer zugewiesen, das ich aber mit einem Arbeiter im Geschäft teilen musste. Ich ging früh zur Ruhe, und als anständiger Lehrjunge schloss ich sorglich alle Türen, auch eine Glastüre, die sonst immer offen war. Als mein Zimmergenosse um 10 Uhr aufs Zimmer wollte und im finstern Gange mit dem Kopfe voran durch die Glastüre wollte, gab es natürlich Scherben und eine zerschnittene Nase. Er trug mir's zwar nicht nach; aber die Scherben brachten mir nicht viel Glück.

Fremdes Brot

Die Arbeit dauerte von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr, mit einer Stunde Unterbruch über Mittag. Ich musste aber von 11 Uhr an unsere Zeitung vertragen, was mir die Hälfte meiner Mittagszeit noch wegnahm. Auch die Hungerszeit war noch nicht vorbei, sie fing hier erst recht an. Wir waren beim Lehrherrn verköstigt; aber die Portionen waren schrecklich klein. Namentlich das Brot war knapp und dazu noch schlecht, wie wenn der Bäcker extra für uns Lehbuben mit Säumehl gebacken hätte. Oft liess ich mir vom Ausläufer für 10 Rappen ein sogenanntes Tschinggenbrot aus Mehl und Mais bringen, das ich dann heimlich verschlang. Ich weiss nicht, ob ich das vier Jahre ausgehalten hätte. Zu Hause hatte ich doch genügend Brot und Kartoffeln, und ich wäre zufrieden gewesen, wenn ich wenigstens das gehabt hätte.

Die Arbeit gefiel mir nicht schlecht. Ich glaube, wenn ich zuerst das Schriftsetzen hätte lernen dürfen, so wäre ich jetzt noch Typograph. Ich musste mich

aber als Maschinenmeister ausbilden lassen und wurde somit dem Maschinenmeister unterstellt. Man sagte mir, diese bekämen später den grössten Lohn, bis 45 Franken in der Woche, ein Schriftsetzer nur höchstens 35 Franken. Der Maschinenmeister nun war ein Deutscher, der mich schrecklich plagte, und wegen dem kleinsten Fehler die Sterne vom Himmel herunterfluchte. Das war ich nun nicht gewöhnt und fing an, ihn zu hassen, dass ich ihn kaltblütig hätte erschiessen können. Wenn ich Bogen einlegen musste, machte er mir die Maschine zu schnell gehen, ich kam nicht nach mit Einlegen, und der Zylinder der Schnellpresse lief leer herum. Da setzte

es wieder ein Donnerwetter ab. Meine Hände, an die schwere Bauernarbeit gewöhnt, waren halt zu wenig flink. Ich fühlte mich als Sklave der Maschine und dachte oft sehnüchtig an meine Bauernarbeit zurück. Wenn ich auch nie gern mit dem Fuhrwerk gefahren bin, so kam mir diese Arbeit aus der Ferne wie ein Vergnügen vor, gegen diese elende Sklaverei. Und wenn ich mir nun vorstellte, ich solle noch vier Jahre so weiterfahren, so wurde ich fast verrückt. So etwas hätte ich nicht vier Jahre aushalten können. Ein Lehrjunge, der früher meine Stelle innehatte, war einfach entflohen. Das wollte ich nun nicht. Als aber die Hungerkur und die ständige Aufregung



„Täglich wanderte ich mit meinen Kollegen zu Fuss an den 1 Stunde entfernten Schulort.“



„Endlich waren sie da, die stillen Abendstunden . . .“

mich fast krank machten, dass ich immer Kopfweh zu haben glaubte, schrieb ich meinen Eltern, ich wünsche nach Hause zu kommen, da dies doch nicht der richtige Beruf für mich sei. Ich hatte es vier Monate ausgehalten. Mein Lehrherr liess mich mit einem Trinkgeld von fünf Franken ziehen. Für die Buchdruckerei habe ich noch heute grosses Interesse und

erfreue mich gern an schönen Erzeugnissen der Presse. Einen fernen Gewinn, und nicht den kleinsten, trug ich noch davon, indem ich durch meinen Zimmergenossen Reclams Universalbibliothek kennenerlernte. Ich verdanke dieser Sammlung billiger Bücher unendlich viel und habe mir im Laufe der Jahre viele der Bändchen erworben.

Bauer und Autodidakt

So war ich wieder zu Hause. Alle waren zufrieden und ich am meisten. Ich war nun 17 Jahre alt, und es wäre Zeit gewesen, einen andern Beruf zu ergreifen. Man dachte an eine kaufmännische Lehrzeit. Aber alle Verhandlungen scheiterten an dem Kostenpunkt. Ueberall hätte man ohne Lohn lernen und monatlich 60 bis 80 Franken Kostgeld bezahlen sollen. Das war uns nicht möglich. Zudem hätte es meinen Vater gereut, zu diesem Zwecke soviel Geld auszugeben, denn er sagte oft, für diesen Betrag hätte er mich ja in die Kantonsschule schicken können. Aber diesen Traum hatte ich endgültig begraben.

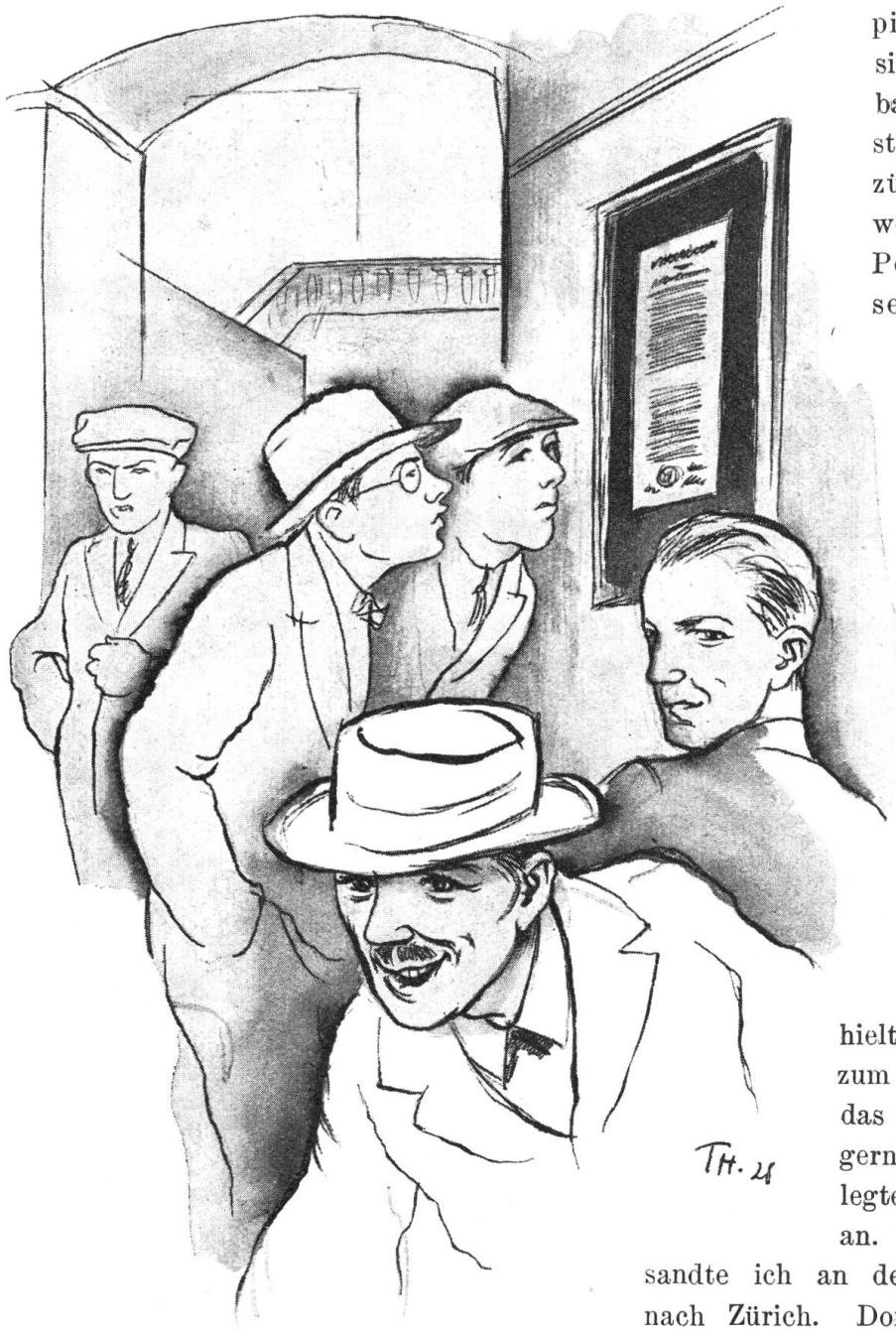
So blieb ich bei meinen Eltern zu Hause. Denn meine Arbeitskraft war nicht mehr zu entbehren. Meine Eltern waren so langsam älter geworden, die älteren Geschwister waren verheiratet, die jüngeren gingen noch zur Schule. Fremde Arbeitskräfte konnten wir nicht halten. Unser Höflein war auf zirka 10 Jucharten angewachsen. Die Grundstücke lagen an vierzehn verschiedenen Orten zerstreut. Ich war zwar nicht sehr kräftig für die schwere Arbeit, und so sehnte ich immer den Abend oder den Sonntag herbei, wo ich mich meinen geliebten Büchern widmen konnte.

Folgende Verse eines Arbeiters, die ich einmal irgendwo las, fanden in mir grossen Widerhall :

*Komm Sonntag !
Komm Sonntag !
So tönt es im Herzen,
Beim Hämmern der Schmerzen.
Komm Sonntag !
Komm Sonntag !*

Endlich waren sie da, die stillen Abendstunden und die schönen Sonntage. Anfänglich war das alte Elend zu überwinden. Ich hatte keine Bücher, auch konnte ich mir keine kaufen. So mussten mir die Schulbücher ihre letzten Geheimnisse hergeben. Alle physikalischen und chemischen Experimente im « Wettstein » wurden nachgemacht, soweit ich es mit meinen einfachen Mitteln konnte. Ein Haarhygrometer wurde fabriziert und darnach das Wetter bestimmt. Ein Prisma aus einem dreieckigen Stück Holz mit zwei Glasscheibchen wurde fertigt und vieles andere mehr.

Da ging auf einmal das Tor auf zum Glück. Ich hörte von einer Kantonsbibliothek, zum erstenmal in meinem Leben. Sofort schrieb ich hin und erhielt freundliche Auskunft, nebst Katalogen und Reglementen. Der Abonnementspreis betrug 2 Franken per Jahr. Und für diesen lächerlich kleinen Betrag konnte man so viele Bücher entleihen, als man wollte. Für 15 Rappen konnte man 2 Kilo Bücher per Post hin und zurück schicken. Da war mir natürlich geholfen. Bald sollte ich unverhofft die Gelegenheit bekommen, die Bibliothek selbst besuchen zu können. Wegen einer Blinddarmoperation musste ich in die Kantonsstadt in das Spital. Mein erster Ausgang nach der Wiederherstellung galt der Kantonsbibliothek. Dort entlieh ich mir einige Bände von Jean Paul, den ich auch durch Reclam kennen und lieben gelernt hatte. Was ich alles studierte von da an, ist unglaublich. Ich hatte für alles Interesse, Französisch, Italienisch, Latein, deutsche und Weltliteratur, Altertumskunde, Astronomie,



Th. 4

„Der Anschlag am schwarzen Brett verkündete mein Glück . . .“

Chemie, Physik, Botanik, Geologie und sogar Philosophie.

Ausser Dickens, Gottfried Keller und H. Leuthold lernte ich damals auch Spitteler kennen. Das war bis heute mein schönstes Literaturerlebnis. Beim olym-

pischen Frühling tat sich mir eine wunderbare Welt auf. Am tiefsten ergriff und entzückte mich immer, wenn die handelnden Personen im Epos, selbst in den schwierigsten Verhältnissen, das rechte Wort fanden, das man nicht schöner und besser hätte sagen können. Den Pessimismus verstand ich wohl, aber er konnte mein Inneres doch nicht umkrempeln und mich etwa auch zu dieser Weltanschauung bekehren.

Von einem Lehrer im Dorf erhielt ich auch ein Buch zum Pflanzenbestimmen, das ich mir schon lange gern gewünscht hätte. Da legte ich ein Herbarium an. Unbestimmbare Funde sandte ich an den Botanischen Garten nach Zürich. Dort nahmen sie meine Sendungen entgegen und sandten mir eine Liste mit den Namen der Pflanzen zurück.

Auch war mir « Die Urwelt der Schweiz » von Oswald Heer in die Hände gefallen. Das Buch las ich mit grossem Interesse durch und hätte nun auch gern die Geologie meiner engern Heimat kennen gelernt. Ich sammelte

Versteinerungen und liess mich dabei von den Leuten auslachen. Das Landvolk versteht zur Not noch, dass man Pflanzen sammelt, denn die kann man für Tee brauchen. « Es isch jedes Chrütl für öppis guet », sagen sie. Aber wie man blosse « Steine » sammeln kann, verstehen die Leute nicht, die auf ihren Aeckern soviel damit zu kämpfen haben.

Zum Glück war mein Steinsammeln doch nicht so zwecklos. Bald lernte ich einen Geologen kennen und machte manchen Sonntag Exkursionen mit ihm. So lernte ich den geologischen Aufbau meiner Heimat gründlich kennen. Dieser Geologe schenkte mir auch « Die Vorschule der Geologie », von Johannes Walter, ein Büchlein, das man jedem jungen Menschen in die Hände geben sollte. Auch Hebler und Schröters schönes zweibändiges Werk « Die besten Futterpflanzen » erhielt ich von demselben Herrn. Da konnte ich auch mein Wissen auf dem Gebiete der Landwirtschaft erweitern.

Verschiedene Jünglinge aus unserm Dorfe besuchten auch die landwirtschaftliche Winterschule. Dasselbe zu tun, kam mir nicht in den Sinn. Ich nahm auch zum voraus an, die Kosten seien zu hoch. Mein Vater stand der wissenschaftlichen Ausbildung der Bauern nicht sehr freundlich gegenüber. Der nutzlose Schulpalast, den man aus den Steuern der armen Leute erbaut habe, war ihm ein Dorn im Auge. « Wenn ich ein Dutzend Buben hätte, es müsste mir keiner diese Schule besuchen », sagte er oft. Aber es kommt oft anders, als man denkt.

Ich unterhielt einen freundschaftlichen Verkehr mit einem meiner ehemaligen Bezirksschullehrer. Er machte mich im-

mer wieder darauf aufmerksam, wie notwendig heute die wissenschaftliche Ausbildung des Landwirtes sei. Er ermunterte mich, in meinen Studien fortzufahren und wenn es immer möglich sei, die landwirtschaftliche Winterschule zu besuchen. Wenn nötig, sei er auch bereit, mir finanziell beizustehen. Ich hatte nun schon acht Jahre bei meinen Eltern zu Hause gearbeitet und war mittlerweile 25 Jahre alt geworden. Das Bauern hatte ich auch lieb gewonnen, und die Anregungen meines Lehrers fielen auf dankbaren Boden. Ich schrieb an den Rektor der Schule und erhielt sehr ermutigende Auskunft. Die Kosten waren gering. Alles Material bekam man gratis. Das Kostgeld betrug Fr. 1.50 per Tag. Es war halt noch Vorkriegszeit. Wenn es heute noch so billig wäre, könnte manches arme Schuldenbäuerlein seine Buben auch eher in die Winterschule schicken.

Mit 27 Jahren Student

Mit dem Einverständnis meiner Eltern besuchte ich also die landwirtschaftliche Winterschule. Dieser erste Winter war entscheidend für mein ganzes Leben. Die Leichtigkeit, mit der ich mir den Lehrstoff aneignete, machte meine Lehrer auf mich aufmerksam. Man zeigte mir den Weg, wie ich mich selbst zum Landwirtschaftslehrer ausbilden könne. Zum Eintritt in die Hochschule sei nur ein kleines Examen erforderlich, das mir keine Schwierigkeiten bieten würde. Da horchte ich auf und schrieb sofort an meine Eltern, besonders da ich nun im Sommer fort musste, um noch besser Französisch zu lernen. Ich habe den Brief noch heute, den mir damals meine liebe Mutter schrieb; es war ihr letzter. Vorläufig

könne ich nicht fort wegen der vielen Arbeit. Sie selbst sei immer krank, und es müsse noch vieles besser werden, wenn sie diesen Sommer arbeiten wolle. Aber man könne ja sehen, was sich machen lasse. Vorläufig könne ich zu Hause mit dem Vater französisch sprechen.

Ende März schloss ich den ersten Winterkurs ab. Im Mai starb meine liebe Mutter. Auch sonst änderte sich vieles, so dass ich zuletzt mit einer Schwester und dem Vater allein war. So war der Zeitpunkt der Entscheidung herangekommen, und ich musste handeln, wenn ich meine Pläne verwirklichen wollte. Ich legte sie meinem Vater dar, und er sah ein, dass er mich nicht hindern könne. Es wäre niemand dagewesen, uns unser verschuldetes Höflein zu übernehmen als ich. Ich zog aber den andern Weg vor. So verkaufte mein Vater den Hof, machte noch einige tausend Franken Gewinn und begab sich in den Ruhestand zu einem meiner Brüder. So konnte er einem ungesorgten Lebensabend entgegen gehen.

So lag nun auch der Weg frei vor mir. Ich hatte eine Heimat geopfert, um einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Noch lag ein halbes Jahr Winterschule, ein halbes Jahr Welschland und dann die Aufnahmeprüfung vor mir. Sollte ich hier scheitern, so war ich verloren. Einen Ausweg hätte ich nicht gewusst. Aber ich wollte und musste siegen. Und es gelang mir.

Von der Winterschule bekam ich ein schönes Abgangszeugnis. Den Sommer brachte ich im Welschland auf einem grossen landwirtschaftlichen Betriebe zu. Dort arbeitete ich von morgens vier bis abends spät und lernte so nebenbei fran-

zösisch sprechen. Im August und September besorgte ich nur noch einen Stall mit sechs Kühen. Zwischenhinein bereitete ich mich auf das Aufnahmeexamen vor. Es erstreckte sich auf Französisch, Geschichte, Aufsatz und Literaturgeschichte. Endlich war es Oktober, und ich sah mit bangem Herzen den Examina entgegen. Im Französisch und in der Geschichte kam ich so ziemlich knapp durch. Im Aufsatz schnitt ich gut ab. Man fragte uns auch, wo wir uns aufs Examen vorbereitet haben. Alle waren in der Minerva schnell gebleicht worden, nur ich armer Teufel hatte mein Wissen durch Privatstudien erwerben müssen.

Nun ging es noch zwei Tage, bis das Prüfungsresultat bekannt war. Am Morgen sollte am schwarzen Brett angeschlagen werden, wer aufgenommen sei. Die Nacht vorher schlief ich nicht viel. Klopfenden Herzens ging ich am Morgen zu dem schwarzen Schicksalsbrett. Und es verkündete mir Glück. Ich war bei denjenigen angeführt, die das Examen bestanden hatten. Ich berichtete glückstrahlend nach Hause. Der schwerste Punkt zu meinem Aufstieg war nun überwunden.

Studienjahre — Hungerjahre

Endlich war die geheimste Sehnsucht meines Lebens erfüllt. Ich konnte an einer Hochschule studieren. Mit Feuerei und täglich mit neuer Freude wanderte ich ins Kolleg. Wir waren etwa 30 Personen in unserm Kurse. Jedes Semester fielen einige ab. Das Schlussdiplomexamen haben etwa sechs gemacht.

Aber auch die Studienzeit war für mich mit vielen Entbehrungen verbunden. Ich hatte per Semester etwa 300 Franken

zur Verfügung, und da musste ich sehr sparsam haushalten, wenn ich damit auskommen sollte. Das Morgen- und Abendessen bereitete ich mir selbst. Ich ernährte mich hauptsächlich mit Milch, Käse, Brot und Butter. Ein Mittagessen für 50 Rappen erhielt man in einer alkoholfreien Wirtschaft. Das Zimmer kostete 20 Franken im Monat. Im Winter bezahlte ich für einmalige Heizung 30 Rappen extra, wobei man ein wenig Holz und drei Unionbriketts verbrannte. Ich blieb alle drei Jahre immer bei den gleichen Leuten.

Ich liess mir die Bude auf 6 Uhr abends heizen. Da stieg die Temperatur im Zimmer vielleicht auf 10 Grad. Von 8 Uhr an fing es so langsam an, kälter zu werden. Wenn ich dann um 10 Uhr ins Bett kroch, hatte ich eiskalte Füsse und Beine. Ich kann Wilhelm Busch lebhaft nachfühlen, wenn er vom Junggesellenleben singt: « Um die Eine, kriegt man endlich warme Beine. »

Zum Glück waren die Winter damals nicht sehr streng, so dass es noch zum Aushalten war. Und wenn ich nicht im Kolleg war, so war ich in den Lesesälen der Bibliotheken, wo man schön warm hatte. Leider waren letztere aber am Abend und an Sonntagen nicht offen. Da ging ich dann in die öffentlichen Lesesäle der Pestalozzigesellschaft. Ich denke heute noch voll Dankbarkeit an die vielen Stunden, die ich dort zugebracht habe.

Endlich kam auch der Sommer wieder, und da musste man wenigstens nicht frieren. Da durchstreifte ich in der freien Zeit die Umgebung von Zürich. Fast jeden Abend stieg ich auf den Zürichberg. Am Sonntag ging es etwas

weiter. Leider überfiel mich oft bei solchen Wanderungen ein trostloses Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. Namentlich, wenn ich junge Menschen lachend und scherzend vorbeigehen sah, kam mir dies zum Bewusstsein. In einer schönen Sommernacht sass ich so verlassen auf dem Zürichberg. In der Nähe heulte ein Hund ganz erbärmlich. Da hörte ich auch eine gütige Frauenstimme, die ihn trösten kam. Da musste ich mich weinend auf den Boden werfen, da mich der Gedanke überfiel: « Siehe, dieser Hund hat es besser als du. Dich tröstet niemand in deiner Verlassenheit. »

Aber solche Momente waren selten und gingen rasch vorüber. Ich vergrub mich immer mehr in die Lesesäle, wo ich dann immer glücklich war.

Endlich am Ziel

Das Studium dauerte drei Jahre. Nie habe ich eine Stunde Kolleg geschwänzt, aber auch nie wegen Krankheit wegbleiben müssen. An den so mannigfaltigen Studienfächern hatte ich grosse Freude. Ich konnte einzelne meiner Kollegen nie begreifen, die der ganze Betrieb anekelte und es bereuteten, dieses Studium ergriffen zu haben.

Wir hatten Jahr für Jahr über 40 Kollegstunden per Woche. Von den Anstrengungen erholte ich mich dann in den Kollegien der Freifächerabteilung, aus denen man nach Wunsch auslesen konnte. Da hörte ich über Sprachen, Literatur und Philosophie. Leider konnte ich meist nur die Stunden von 6—7 Uhr abends belegen. Diese Stunden waren für mich die glücklichsten. An eine Vorlesung über die Vorsokratiker denke ich noch

heute mit grosser Freude. Das Erwachen des philosophischen Denkens bei den Griechen zu verfolgen, gewährt hohen Genuss. Es ist ergreifend, dieses Ringen um die Wahrheit, von der wir heute noch soweit entfernt sind wie die Denker vor 3000 Jahren.

Die drei Jahre flogen nur so vorbei. Endlich war auch das Schlussexamen

überstanden, und ich hatte mein Diplom als Landwirt in den Händen. Mein Sinnen und Trachten, alle meine Entbehrungen, Arbeiten und Mühen waren also mit Erfolg gekrönt. Nun stand mir die ganze Welt offen, und ich konnte meinem gütigen Schicksal danken, das mich auf einem steinigen, aber erfolgreichen Wege zum Ziele geführt hatte.

Hans Schöllhorn: Aquarell

